Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 17

Artikel: Heldentum
Autor: Kyber, Manfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668682

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

daß irgend ein geistiger oder körperlicher Defekt vorhanden gewesen wäre. Gewiß ist aus dem Sprechen allein kein Schluß auf die Begabung des Kindes berechtigt. Diesen letzten Satz sollten überzärtliche Eltern sich gesagt sein lassen, um sich vor Enttäuschungen, die sie sich nicht erklären können, zu bewahren. Im allgemeinen darf man sagen, daß normale Kinder am Ende des zweiten Jahres in der Lage sind, sich in einer Art von Sätzen auszudrücken, deren Zusammenhang natürlich sehr dürftig, außerdem auch sehr verschieden ist, weil hier ja noch die Reihenfolge der Lauterlernung, die ganz persönlich ist, mit in Frage kommt. Das Kind schreitet von der Einsilbigkeit zur Mehrsilbigkeit fort.

Im Volkston.

Röslein rot in meinem Garten,
Flinke Schwalbe unter'm Dach,
Schlanke, kühne Wettertanne,
Kleiner, silberheller Bach

Sagt! Muß ich noch lange warten,
Bis mein Hansel um mich freit?
Wißt, ihr alten, lieben Freunde:
Ich hab' manchmal lange Zeit!

Röslein rot im Garten spricht:
„Wenn der Sommer fliegt durch's Land,
Wird dein lieber Hansel kommen
Mit Ringlein und Hochzeitstand!"

D'rauf die flinke Schwalbe ruft:
„Hansel wird erst um dich werben,
Wenn der Wein im Keller singt,
Tausend Wälder bunt sich färben!"

Dort beim Haus die Wettertanne
Schüttelt stumm ihr Denkerhaupt:
„Glücklich ist das Menschenherze,
Das an falsche Lieb' nicht glaubt!"

Doch der Bach im Wiesengrunde
Singt, daß es der Himmel hört:
„Annalieschen: Dein Herzliebster
Nächsten Frühling wiederkehrt!"

Rose, Schwalbe, Tanne, Bach,
Ihr habt schlechthin prophezeit:
Hansel kam am andern Morgen,
Brachte Ring und Hochzeitskleid!

Gottfr. Feuz.

Heldentum.

Von Manfred Kyber.

Vor dem Hühnerhause des Gutshofes standen zwei Hähne und zankten sich. Der Park dahinter träumte in Sommerstille, im Rauschen alter, hundertjähriger Bäume, in denen leise Vogelstimmen sangen. Aber die Hähne merkten nichts vom Frieden alter Baumkronen und nichts von der Heiligkeit durchsonnter Sommerstille. Sie standen da, starrten sich an und zankten sich. Es war auf dem Futterplatz, dem Ort, wo sich die meisten zankenden Hähne zusammenfinden. Man nennt das wirtschaftliche Ursachen, aber es sind eigentlich ganz andere.

„Es ist mein Korn!" sagte der eine Hahn.

„Nein, es ist mein Korn!" sagte der andere.

Es waren übergenug Körner auf der Tenne, genug, um viele Hähne satt zu machen. Aber es mußte eben gerade dieses eine Korn sein.

„Ich habe das Korn zuerst gesehen!" sagte der eine Hahn und plusterte sich bösartig.

„Nein, ich habe es zuerst bemerkt!" sagte der andere.

„Aber es ist für mich bestimmt gewesen!" sagte der eine.

„Nein, es war nur für mich ausgesucht!" sagte der andere.

Beide fuhren aufeinander los, erhoben sich unbehilflich ein wenig in die Luft, schlugen aufgeregt mit den Flügeln und sperrten den Schnabel weit und wütend auf. Die Hähne nennen das Heldentum und es sieht sehr possierlich aus.

„Mir gehört das Korn," schrie der eine Hahn, „denn ich stamme von einer besseren Rasse ab."

„Nein, ich habe die bessere Rasse!" schrie der andere.

„Ich bin aus älterer Familie!" krähte der eine.

„Nein, ich!" krähte der andere.

„Ich bin aus einem braunen Ei gekrochen!"

„Und ich aus einem weißen!"

„Braun ist vornehmer!"

„Nein, Weiß ist vornehmer!"

„Ich habe recht!"

„Nein, ich!"

„Recht hat, wer stärker ist!" kreischten beide.

Sie flatterten wütend, tanzten sonderbar halb auf der Erde, halb in der Luft umher, in sehr albernen und grotesken Sprüngen, schlugen mit den Krallen um sich und hackten giftig aufeinander los. Man nennt das Krieg und hält das für eine Notwendigkeit — um ein Korn oder auch um gar nichts. Es ist eigentlich Unsinn, aber wie soll man das einem richtigen Hahn klarmachen?

„Zankt euch nicht," sagte eine alte Henne, die ihre kleinen gelben Kücken im Park spazieren führte, unter den alten Baumkronen in durchsonnter Sommerstille.

Die Hähne fuhren wieder wütend aufeinander los, zerzauste Federn flogen nach allen Seiten und das Korn, das, wie man es nennt, eine wirtschaftliche Ursache gewesen, war längst in den Schmutz getreten.

Oben in blauer Höhe kreiste ein Habicht. Langsam sank er tiefer und tiefer. Dann stieß er plötzlich auf das Hühnerhaus herab. Alle Hühner flohen eiligst in ihr Haus, zu allererst die beiden zankenden Hähne — denn der Stärkere hatte eben recht.

Nur die Henne konnte das Haus nicht mehr erreichen, ihre kleinen Kücken konnten so schnell den weiten Weg aus dem Park nicht zurücklegen mit den schwachen und unbeholfenen Beinen. Darum blieb sie auch, lockte angstvoll die Kinder an sich heran und erwartete den entsetzlichen Feind mit klopfendem Herzen. Die Singvögel in den Baumkronen schwiegen, es war eine atemlose, beklemmende, furchtbare Stille. Nur das Herz der armen Henne schlug hörbar.

Der Habicht senkte sich schwebend bis nahe an die Erde und glitt mit unheimlichem, drohendem Rauschen seiner schweren Schwingen auf die Henne und ihre kleinen Kücken zu. Eines von ihnen würde er greifen, es mit dem schrecklichen Schnabel zerreißen und mit sich fortschleppen vom grünen Rasen des Lebens, fort vom Mutterherzen, hoch in die ferne blaue Luft und in den Tod — eines von den kleinen, hilflosen, piepsenden Geschöpfen, das sie ausgebrütet, das sie betreut und geführt hatte, eines ihrer Kinder!

Einen klagenden Laut furchtbaren Jammers stieß die Henne aus. Dann geschah etwas Unerwartetes, Ungeheures, etwas, was der stolze Raubvogel noch niemals erlebt hatte. Die Henne sprang auf ihn los, sie hackte und biß nach ihm, so wütend, so mutig und so verzweifelt, daß er sich wehren mußte.

Es war ein ungleicher Kampf. Der Habicht blutete, aber die Henne blutete noch mehr. Nicht lange konnte dieser Kampf dauern. Da schrak der Habicht zusammen, wurde unsicher, erhob sich in der Luft und begann unruhig zu flattern. Vom Gutshaus kamen die Mägde gelaufen, herbeigerufen durch das verzweifelte Geschrei der Henne, und verjagten den Habicht.

Enttäuscht und grimmig stieg der Raubvogel höher und höher, bis er, eine schwache Silhouette auf bläulichem Glas, in der klaren nordischen Sommerluft verschwand — zum ersten Male ein Geschlagener und Besiegter.

Die Henne blutete, aber noch waren es keine schweren Verletzungen gewesen, die sie erhalten. Und unter den wunden Flügeln der Mutter wanderten die kleinen, gelben, hilflosen Kücken in ihr Hühnerhaus zurück. Es fehlte nicht eines von ihnen.

*

Dies ist eine Geschichte, die sich wirklich begeben hat. Sie geschah vor vielen Jahren auf dem alten Gutshof von Paltamal, der die Heimat meiner Kindheit war. Die Henne ist niemals getötet worden, sie erhielt ihr Futter bis an ihr natürliches Lebensende und jeder achtete sie hoch. Ich selbst habe sie als Knabe gekannt und ich habe den Hut vor ihr abgenommen, sicher mit weit mehr Sinn und Recht als vor den meisten Menschen.

Zankende Hähne haben seitdem nie wieder einen Eindruck auf mich gemacht. Zankende Hähne gab es immer und gibt es heute noch — mehr als genug. Manche von ihnen werden sogar mit tönenden Namen genannt in der Weltgeschichte, so wie wir sie lernen. Es sind keine Helden.

Die wirklichen Helden aber — und es sind viele unter ihnen, welche die Weltgeschichte, wie wir sie lernen, gar nicht kennt — die nahmen die Henne in ihre unsterblichen Reihen auf.*)

---

*) Aus: Manfred Kyber: Unter Tieren, 1. Band. 121—130. Tausend. Broschiert Fr. 3.80, in Ganzleinen Fr. 7.—. Neudruck in verbesserter Ausstattung. Verlag Grethlein u. Co., Zürich.

Neue Tiergeschichten. (Unter Tieren, 2. Band.) 16.—25. Tausend. Broschiert Fr. 3.80, in Ganzleinen Fr. 7.—. Neudruck in verbesserter Ausstattung.

Unerschöpflich scheint Kybers Fülle an ernsten und heiteren Einfällen zu sein, die er einer selten intimen Beobachtung des Tierlebens entnimmt. Man lese nur eine so tiefernste und eindrucksvolle Geschichte wie jene, die sich „Heldentum" betitelt, oder eine so beizend ironische wie die vom „Oberaffen", und man hat in nuce die Tendenz des Ganzen. Schaute schon im ersten Bande die Gestalt des Heiligen von Assissi ernst und bedeutsam hinter mancher Geschichte hervor, so ist im zweiten der franziskanischen Liebe zur Kreatur in einem Zyklus „das Land der Verheißung" eines der schönsten Denkmäler gesetzt. Die Geschichten sind in schlichtem, gutem und kerngesundem Deutsch geschrieben. Sie kommen von Herzen und gehen zu Herzen, und jedermann, ob jung oder alt, wird an ihnen seine Freude haben. Die Meinungen und Ansichten der Tierwelt über die der Menschen zu hören, scheint einen ganz besondern Reiz auszuüben.

Aus Natur und Kultur.

Die sterbende Kohle und ihre Nachfolger. Wir leben heute im Zeitalter der Kohle, denn seit sich in der europäischen Wirtschaft Eisen und Kohle vermählten, ist eine neue Epoche angebrochen, die eine gewaltige Entwicklung der Industrie, die Ansammlung der Bevölkerung in Großstädten, die Verfeinerung der Technik und des Verkehrs, kurz unsere moderne Zivilisation brachte. Die Kohle ist in den letzten Jahren zu einem wichtigen Angelpunkt der Politik geworden und hat das Schicksal der modernen Völker mitbestimmt. Das Zeitalter der Kohle wird nicht ewig dauern. Wir können bereits berechnen, nach wieviel Jahrzehnten es für die verschiedenen Lagerstätten zu Ende geht. Deshalb sind die Erfinder von heute eifrig auf der Suche nach neuen Energiequellen. In einem packenden Werk: „Die sterbende Kohle", das bei G. J. Manz in Regensburg verlegt ist, schildert Anton Lübke das kulturelle und wirtschaftliche Schicksal Europas unter diesen Gesichtspunkten und er weist auch auf die Nachfolger hin, die das Erbe der sterbenden Kohle antreten und uns neue noch gewaltigere Kraftmengen liefern sollen. Wenn man bedenkt, daß die Sonne an Energie etwa 500 Billionen PS auf die Erde sendet, so versteht man, daß sich Hunderte von Erfindern mit der Ausnutzung der Sonnenenergie beschäftigen. Die von Prof. Marcuse erfundene Sonnenkraftmaschine kann vielleicht von unermeßlicher Tragweite für die Weltwirtschaft werden; sie kommt aber natürlich hauptsächlich für die heißen Länder in Betracht. Sodann hegt man den Plan, die Luftelektrizität der Menschheit dienstbar zu machen. Ist es doch schon in Amerika gelungen, einen künstlichen Blitz von 2 Millionen Volt herzustellen, und die Erzeugung einer so gewaltigen Spannung bietet ungeheure Aussichten für die Gewinnung von Kohle aus Luft in der Zukunft. Sodann denkt man daran, die Kohle direkt in ihrem unterirdischen Lagerplatz zu Gasen zu verwandeln und sie durch Leitung an die Oberfläche der Technik und Wirtschaft dienstbar zu machen; dadurch würde ungeheuer viel Energie, die durch die jetzige Verarbeitung der Kohle verloren geht, gespart werden. Auch der Regen, der Wind, die vulkanischen Kräfte des Erdinnern sind als Energiequellen der Zukunft in Betracht gezogen worden und werden bereits in bescheidenem Umfange verwendet. Die Ausnutzung der Wasserkraft, der „weißen Kohle", hat bereits große Fortschritte gemacht. Noch gewaltiger aber ist die Idee, die Wasserkräfte des Ozeans als Energiequelle heranzuziehen. Dabei handelt es sich nicht nur um Ausnutzung der Meereswellenkräfte, die durch Wellenmotore dem Menschen dienstbar gemacht werden, sondern hauptsächlich um die Ebbe- und Flutwirkung. Der Höhenunterschied zwischen Flut und Ebbe beträgt meist 2—4 Meter. An der Südwestküste Frankreichs werden sogar oft Wasserfluten von 15 Meter Höhe beobachtet. Der Arbeitswert dieser riesigen Meeresenergie ist auf 11 Trillionen PS veranschlagt worden; man könnte damit nach dem gegenwärtigen Bedarf etwa 40 Milliarden Jahre auskommen. Aber nur ein ganz kleiner Teil der Kräfte läßt sich ausnützen, und solche Flutkraftwerke sind schon in früheren Jahrhunderten in primitiver Form angelegt worden. In England beabsichtigt man jetzt an der Mündung des Severn eines der größten Kraftwerke der Erde mit über 1 Million PS anzulegen, das die Meeresflutwirkung ausnützt und das bisher größte Kraftwerk am Niagarafall um 400,000 PS übertreffen würde. Auch an die Ausnützung der im Erdinnern ruhenden Wärme hat man gedacht, die in den tiefsten Erdschichten auf etwa 200,000° geschätzt wird. Aber die erstaunlichsten Aussichten eröffnen sich durch den Gedanken, aus der Zertrümmerung der Atome ungeheure Energiemengen zu gewinnen. Kann doch ein Gramm Radium bei gänzlichem Zerfall ebensoviel Wärmekalorien liefern wie 300 Zentner Kohle. Nicht minder großartige Perspektiven als die moderne Atom-